

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 51 (1999)
Heft: 5

Artikel: Die sichtbar gewordene Seele
Autor: Lachat, Pierre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-931799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die sichtbar gewordene Seele

Vielleicht ist Emily Watson derzeit als Einzige dazu imstande, den Typus der leidenden Frau im Kino zu verkörpern, ohne lächerlich zu wirken. Ihre Rolle in «Hilary and Jackie» zeigt es gerade wieder.

Pierre Lachat

Sie ist ziemlich klein gewachsen, sehr schmal, und mit keiner Stimme ausgestattet, die weit trägt. Das Haar ist vage hellbraun und recht dünn. Für ihre Auftritte muss es nachgefärbt und aufgebauscht werden, weil man vollmähige Blondinen bekanntlich besser sieht. Auch ihr Gesicht verrät eher ein Manko. Da fehlen jene entscheidenden Ecken, die erst die eleganten Schatten werfen: die blutarmen geometrischen Flächen (wie bei Meryl Streep oder Isabelle Huppert), auf die sich die Gefühle so farbig projizieren lassen, als bringe ein Maler seine ganze Palette auf die Leinwand.

Von Kleidung hält sie wenig, ein bescheidenes Strickjäckchen reicht. Eine Garderobe ist einzig beim Spielen unumgänglich. «Dann habe ich eben eine: Armani oder so. Man bekommt die Sachen überall. Das vereinfacht's.» Historisches Kostüm findet sie hinderlich, für einschlägige Parts hat sie nichts übrig. Und sie versichert: «In London, wo ich wohne, werde ich nicht erkannt. Aber in Manhattan wissen die Passanten, wer ich bin, weil dort alle kinoverrückt sind. Sie kennen jeden, der regelmässig in Filmen spielt.»

Bei so viel Unscheinbarkeit, wohl eher echt als gespielt, fragt sich, wo Emily Watson noch zu finden sei. Aber dann sind da diese überdimensionierten Augen, fast zu hell und trotzdem brennend, und da ist diese glatte alabasterne Haut, die zittert wie ein gespanntes Trommelfell. In kräuselnden Wellen und feinsten Schauern huschen die Emotionen über dieses tapfere, schüchterne Gesichtlein hin. Die seismografischen Reaktionen auf jede Schwankung in der Gefühlslage: das ist die sichtbar gewordene Seele. Und dieses Innere, das sich nach aussen kehrt, macht sie erst zur geborenen Filmschauspielerin, im Unterschied zu syntheti-

schen Kinoschönheiten wie Demi Moore, talentierten Interpretinnen wie Kate Winslet oder gewöhnlichen Schwabbelseelchen wie Angela Winkler.

Watson lernt für «Hilary and Jackie» Cello spielen, wie andere Schauspieler sich schlank hungern oder fett fressen, um der Rolle zu entsprechen. Die neu erworbene Fertigkeit verleiht ihr einen Halt, der beim Drehen sonst gefehlt hätte. Aber keine Frage, man hätte ihr die exaltierte, von einem blinden Geschick überschattete Musikerin selbst dann geglaubt, wenn

Hingebungsvoll leidend, trägt sie das Gewicht der Welt auf den schmalen Schultern.

sie die Brettgriffe, den Saitenkitzel und die Bogenstriche offensichtlich nur gemimt hätte. Der feurige Mähenschwung, wenn sie die letzte Note eines Konzerts hinkratzt, macht es aus.

Zuletzt gerät ihr die ganze Übung zum schlüpfrigen Witz. Live erläutert die Mimin am amerikanischen Fernsehen, was für ein erotisches Instrument das Cello sei. «Als Erstes», setzt sie unverblümt auseinander, «spreize ich die Beine. Und dann halte ich dieses grosse vibrierende Ding zwischen meinen Schenkeln ...» Es ist schon eine Parodie auf das unaufhörliche Sexgerede. *Naughty*, unartig lauter der öffentliche Kommentar. «Ich hab's getan, weil mich Newt Gingrich in derselben Sendung mit seinem Parteichinesisch genervt hat», sagt sie von dem bekannten ultrakonservativen Politiker.

Ihre Beseeltheit bestimmt sie zur madonnengleichen *pasionaria*. Hingebungsvoll leidend und ächzend trägt sie das Gewicht der Welt auf den schmalen Schultern, um alle zu läutern, inklusive

sich selbst. Eine vermaledeite Liebe, zu tief, zu edel für diese widerliche Welt, erduldet sie in «*Breaking the Waves*» (ZOOM 10/96), dem vielleicht letzten opernhaft überragenden Melodram der Filmgeschichte. Eine verzweifelte Hoffnung auf Frieden stemmt sie mit letzter Kraft hoch in «*The Boxer*», der am Beispiel des irischen Bürgerkriegs die Kraft zu kämpfen den Männern zuordnet und die Kraft, den Kampf zu beenden, den Frauen. Und eine Kunst – zu vollkommen, um lange hinzuhalten – zelebriert

sie nun in «Hilary and Jackie» und muss erfahren, wie es ausserordentlichen Begabungen ergehen kann. Das Charisma schlägt ins Gegenteil um, wie bei Mozart: in Vernichtung und frühen Tod.

Mit Greta Garbo, Joan Fontaine, Lana Turner, Maria Schell oder der späten Romy Schneider gehört Watson in die Reihe der *sob sisters* oder Schluchzschwestern. So heissen sie im Jargon Hollywoods. Sie verstehen es, Jammertal, Heulen und Zähneklappern, grausamste Schicksalsschläge, das ganze Elend des irdischen Daseins in dramatischen Hochgenuss umzumünzen. Nur alle zehn Jahre zeigt sich jemand dieser schwierigsten Aufgabe aller Filmschauspielerei gewachsen, ohne zu lächeln.

«Sie halten mich für ausserstande, Komödien zu spielen», erklärt sie schnippisch (und zutreffend), bevor ich ausdrücklich danach gefragt habe. «Nun, Sie irren sich, wie alle andern. Sie werden sehen.» ■

Kritik von «Hilary and Jackie auf S. 35

